

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Sonnele. Eine Erzählung von der Rauhen Alb. Von Marie M. Schenk

[urn:nbn:de:bsz:31-338784](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338784)

Das Sonnele.

Eine Erzählung von der Rauhen Alb.

Von Marie M. Schenk.

Wer sich die Mühe genommen und im Kirchenbuch nachgeschlagen hätte, würde gefunden haben, daß sie Antonia getauft war. Doch für den Alltag erwies sich dieser Name als viel zu umständlich und auch als zu prunkhaft, deshalb nannte man sie Tönele. Daraus machte sie selbst, sobald sie die Sprache einigermaßen in ihre Gewalt bekam, nur daß ihr das „T“ noch Schwierigkeiten schuf, Sonnele — und dabei blieb es für ihr Leben lang.

Und das war gut so: denn kein anderer Name hätte besser zu ihr gepaßt: wie eine kleine Sonne, die alles um sich her froh, licht und warm macht, stand sie in ihrem engen Kreis und schritt sie durch ihr einfaches Leben. Aber sie wußte nicht einmal, daß dies etwas besonderes sei und kam bis ans Ende ihrer Tage nicht aus dem Verwundern hinaus darüber, warum alle Welt gerade zu ihr so freundlich und gut war.

Von rechtswegen hatte das Sonnele gar keinen Grund, so frohmütig durchs Leben zu wandern. Sein Vater war der ärmste Mann im Dorf und der jähzornigste und arbeitsscheueste dazu. Nicht eine Hand rührte er, um auch nur einen Nagel in den baufälligen Latenzaun, der das verwahrloste Gärtchen umschloß, einzuschlagen oder einen gelockerten Ziegel auf dem Dache seines windschiefen Häuschens festzustecken. Das mochte sein Weib besorgen, wenn sie Lust und Zeit dazu hatte, er selbst ließ es sich damit genügen, durch gelegentliches Tagelöhnern: im Sommer beim Steinklopfen an der Landstraße, im Winter durch Holzfällen im Gemeindewald, gerade das allernötigste zu schaffen, damit wenigstens ihm nichts abging; die andern mochten sehen, wie die kümmerliche Kuh im Stalle und die paar steinigen Nackerchen sie ernährten. Bekam er Geld in die Hand oder zahlten andere im Wirtshaus für ihn, so betrank er sich sinnlos, und dann waren bei seiner Heimkehr Weib und Kinder ihres Lebens nicht mehr sicher und verkrochen sich vor Angst in irgend einen Winkel — alle, nur das Sonnele nicht.

Die Mutter hätte wohl Lust gehabt, Haus und Garten, die sie als Waise mit in die Ehe brachte, gut in Ordnung zu halten, und in den ersten Jahren kam sie damit auch zuwege. Aber sie mußte bald einsehen, daß die Warner, die ihr einst von der Heirat abrieten, mehr als recht gehabt hatten, und als von Jahr zu Jahr das Kinderhäuslein — und damit Arbeit und Sorge — größer ward, fehlte es, wenn nicht an

der Lust, so doch an der nötigen Zeit. So ging nach und nach alles zu Grund, zuerst die Mutter: ihr schwacher Körper und ihr zaghaftes Gemüt brachen unter der Riesenlast zusammen, gerade als das Sonnele soweit war, sich selbst zu taufen. Für sie wäre es ein Glück gewesen, wenn sie hätte sterben können, und sie wäre auch gerne gestorben, wenn nicht die hilflose Kinderschar sie mit tausend Fäden an das Leben gebunden hätte. So lag sie über zwanzig Jahre gelähmt auf ihrem Schmerzenslager und überlebte ihren Mann um über die Hälfte davon. Die ältesten Kinder, noch nicht einmal der Schule entwachsen, besorgten recht und schlecht — und zwar mehr das letztere — den armseligen Haushalt, und wären nicht ab und zu mitleidige Nachbarinnen und mildtätige Menschen aus dem Dorfe helfend beigeprungen, so hätten die Kinder verhungern können oder betteln gehen müssen, denn der Vater kümmerte sich weniger als je um sie. Keines, zum allerletzten sein Weib, bekam mehr ein gutes Wort von ihm zu hören, und wenn er betrunken heimkam, wütete er schlimmer als je zuvor. Die Kinder wußten sich dann wohl vor ihm in Sicherheit zu bringen, sein krankes Weib aber lag wehrlos mit gefalteten Händen vor ihm und ließ den Hagel seiner Schmähreden zitternd über sich ergehen, schon froh, wenn er sich nicht tötlich an ihr vergriff.

Und das Sonnele? — Das hielt wohl ein Weilchen mit Lachen und Kauderwelschen inne und starrte den lauten Vater mit großen Augen an und begriff nicht, was vorging. Eines Tages aber, als der zornige Mann wieder einmal unsicher zur Türe hereinschwankte und dann mit gespreizten Beinen, laut scheltend, inmitten der Stube stehen blieb, erhob es sich, torkelte mit wackeligen Schrittschritten hell lachend auf ihn zu, umfaßte sein eines Bein und wandt sich wie durch einen Torbogen hindurch zum andern. Jauchzend rief es: „Vatter singt, la la la la la!“ und setzte sein vergnügliches Spiel zwischen den Beinen unermüdlich und selbst laut singend fort.

Der Vater sah zunächst verdutzt auf das spielende Kind und hatte nicht übel Lust, es in weitem Bogen von sich zu schleudern: so etwas hatte noch keines der andern gewagt. Dann kam ihm die Sache spahhaft vor; er hob die Kleine etwas mühsam vom Boden auf und sah sie sich zum ersten Mal ganz genau an. Das Sonnele hatte keine Angst vor ihm, sondern griff mit beiden Händen in seinen verwilderten

Bart u
gewan
rohen
sagte
la!“ u
den G
Mut
friedja
noch st
sowie
aus in
langsa
vollen
ein.
und b
schöne
Fre
men,
trauti
auch r
hatte
in R
Haus
nicht

Je
es de
emfign
nung
im De
sonde
müti
den K
genug
es im
erreid
ten V
Trun
Erfäl

Au
des
allein
schön
lange
erlöst
bif
konnt
wenn
fröhl
verle
des S

Da
es d
wollt
war
alles
es m
aufste
Häus
anne

Bart und lachte ihn an. Von diesem Tag an gewann es eine sonderbare Gewalt über den rohen Mann; sobald er zu schelten anfing, sagte das Sonnele: „Vatter singt, la la la la la!“ und begann sein Spiel mit ihm. Das kam den Geschwistern zu gut und vor allem der Mutter, und allmählich ward es ein wenig friedlicher in dem verlotterten Häuschen. Dennoch strebten die Kinder, eins nach dem andern, sowie sie nur die Schule hinter sich hatten, hinaus ins Leben zu fremden Menschen, und ganz langsam wuchs das Sonnele in all die mühevollen häuslichen Arbeiten und Pflichten hinein. Es allein blieb bei Vater und Mutter und begriff die andern nicht, die es sonstwo schöner finden konnten als daheim.

Freilich war es längst schon dahinter gekommen, was es mit des Vaters Singen für eine traurige Bewandnis hatte, und wenn es ihm auch nicht gelungen war, ihn umzuwandeln, so hatte es doch fertig gebracht, daß er die Mutter in Ruhe ließ und sich in einem abgelegenen Hauswinkel austobte, wenn er seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Je mehr das Sonnele heranwuchs, je mehr es den Zerfall um sich her wahrnahm, desto emsiger mühte es sich, ihm zu steuern und Ordnung zu schaffen. Es machte sich da und dort im Dorfe nützlich und gewann sich dadurch, besonders aber, weil es eben das allzeit frohmütige Sonnele war, manchen Helfer. Selbst den Vater brachte es dazu, wenn auch selten genug, mit Hand anzulegen, und vielleicht hätte es im Laufe der Jahre noch mancherlei bei ihm erreichen können, wenn er nicht in einem harten Winter rasch gestorben wäre: sein vom Trunk geschwächter Körper hielt einer starken Erkältung nicht stand.

Nun war das Sonnele, knapp an der Grenze des Kindesalters, mit der kranken Mutter allein, und nun begann für die beiden die schönste Zeit ihres Lebens. Von einem jahrelangen Druck befreit, atmete die arme Frau wie erlöst auf und gewann ihren Tagen noch ein bißchen Freude ab; in ganz guten Stunden konnte es vorkommen, daß sie leise mitsummte, wenn das Sonnele bei seiner Arbeit laut und fröhlich sang, und sie, die das Lachen schier verlernt hatte, ertappte sich dabei, daß sie bei des Sonneles Späßen hell auflachte.

Das Sonnele nahm keinen Dienst an, weil es die Mutter nicht verlassen konnte und wollte, aber es ging im Dorf tagelöhnern und war überall eine willkommene Hilfe; denn alles, was es schaffte, tat es freudig und wo es mithalf, konnten mürrische Gesichter kaum aufkommen. So kam es, daß das windschiefe Häuschen nach und nach von außen wieder ganz annehmbar ausah, innen aber mit friedlicher

Fröhlichkeit erfüllt war und vor Ordnung und Sauberkeit glänzte. Die älteren Geschwister hielten nun auch wieder ab und zu Einkehr daheim, zumal als sie merkten, daß von ihnen keinerlei Beihilfe verlangt wurde; denn das Sonnele erklärte jedem lachend: „Gelt, Mütterle, mir zwoi schaffe's alloi!“

Am häufigsten und liebsten arbeitete es auf dem nahegelegenen Buggenbühl, dem schönsten und größten Hof weitem im Gäu. Der Bauer war ein stolzer, herrischer Mann, der gern ein wenig den Großen spielte und bei jedermann für steinreich galt. Die Bäuerin, nicht minder stolz und aufrecht, besaß daneben auch noch ein warmes Gemüt und ein gutes Herz. Sie wußte des Sonneles Fleiß und Fröhlichkeit wohl zu schätzen, aber der Heiner, ihr einziger Sohn und der Erbe des Buggenbühls, tat es ihr darin fast zuvor. Er und das Sonnele, das mit ihm in demselben Alter stand, waren einst unzertrennliche Kindheitsgespielen und Schulgefährten gewesen.

Als die Kinderjahre hinter ihnen lagen, schien es mit den beiden jungen Menschen nur selbstverständlich, daß sie auch künftighin gute Freundschaft hielten, und diese Freundschaft wandelte sich im Laufe der Zeit naturgemäß in eine herzwarmer, festgegründete Liebe. Lange bevor sich die Nächstbeteiligten ihrer klar bewußt wurden, merkte es der Buggenbühler und sein Stolz war tief verletzt. Ein Weilchen sah er zu, dann erschien ihm sein Eingreifen nötig: er setzte seinem Einzigen Klipp und klar und haarförmig auseinander, daß nur eine vollgewichtige Bauertochter einst Herrin auf dem Buggenbühl werden könne, also müsse die Liebelei mit der Tochter des größten Dorflumpen unverzüglich aufhören.

Heiner riß die Augen auf und starrte den Vater verwundert an: er verstand ihn zunächst gar nicht. Liebelei — Dorflumpentochter? — was wollte der Vater damit sagen? Plötzlich ging ihm ein Licht auf: sein Herz tat ein paar heftige Schläge und das Blut stieg ihm ins Gesicht; dann lachte er ein wenig verlegen und halb entriistet.

„Moinscht du vielleicht 's Sonnele?“ fragte er. „Ja, des ischt aber doch e brav Mädle und la nig für sein Vatter; und e Liebelei ischt des scho gar nit; grad jetz, wo du's gsait hoischt, han i's g'merkt: 's Sonnele han i gern und des heirat i emol.“

„So, glaubscht — aber nit, so lang i leb!“ sagte der Bauer kurz, „d'r Sägmüller und i sind so guet wie oinig mitenander, Vermöge ischt do, d' Acker und d' Wiese grenze anenander, sei Ev mag di und nimmt di —“

„Aber i sie nit.“ brauste der Heiner auf, „i mag und nimm koine as Sonnele!“

„So nimm's, aber uf de Buggebühl konnt's nit, jell sag i dir — und dabei bleibt's.“

„Und i sag: beim Sonnele bleibt's,“ trumpfte der Heiner auf, und Vater und Sohn maßten sich mit scharfen Blicken.

„s wurd se weise, wer Moischter wurd“, sagte der Vater, aing und ließ den Sohn stehen.

„s wurd se weise!“ rief ihm dieser nach. —

Noch am selben Abend suchte und fand Heiner Gelegenheit, sich mit dem Sonnele auszusprechen. Es erschraf glücklich und schmerz-

„Heiner!“ rief das Sonnele erschrocken, b'sinn di: uf dei's Vatters Tod willscht warte? Do tue i nit mit.“

„Wer jait so ebbes!“ erwiderte Heiner trotzig. „Do mir aus ka mei Vatter lebe so lang er will, aber noc gebe mueß er, und d' Mueter wurd m'r scho helfe. Ob du mi gern hoscht, will i wisse.“

Das Sonnele seufzte; auf die Hilfe der Bäuerin rechnete es nicht so fest, wie der Hei-



Eines Tages aber, als der zornige Mann wieder einmal unsicher zur Tür hereinschwankte....

haft zugleich: glücklich, weil der Heiner ihm gestand, wie gut er ihm sei und daß er nie eine andere heiraten werde — und schmerzhaft, weil es sich sofort bewußt war, daß ihre Liebe aus sein müsse, bevor sie ansina, denn nie würde der Bauer zu dieser Heirat seine Einwilligung geben. Nur eine ganz kurze Glücksfrist gönnte es seinem Herzen und lauschte Heiners Worten über seine Liebe und seine Zukunftspläne. Dann sagte es leise: „Und dei Vatter?“

Heiner fuhr unwillig auf und sah das Sonnele schier böse an.

„Ist des jeh alles, was du z'sage hoscht? I schwäch und schwäch mir d' Jung fascht lahm, wie jellig i di mag, und du komscht m'r mit meim Vater. Ob du mi gern hoscht, will i wisse.“

„Dei Vatter wurd's nit leide.“

„Natürle leidet er's nit, wenigstens vorab nit. Mir müesse m' fescht bleibe. Oiner mueß nochgebe, aber nit i. Und wenn er nit will — mir sind jung und könne warte!“

ner. Aber lieb hatte es ihn und das sagte es ihm auch. Nach vielem her und hin kamen sie überein, sich seiner Mutter anzuvertrauen, dann aber zu vermeiden, was den Bauern reizen konnte. Sie legten ihre Hände fest ineinander und gelobten sich, in Treue auszuharren und abzuwarten, was auch kommen möge. —

Es kam aber zunächst gar nichts; die Bäuerin, hierin klüger als ihr Mann, sagte sich, je weniger man in solchen Sachen wehre, desto besser sei es. Wie schätzbar ihr das Sonnele auch als Arbeitskraft war: zur Schwiegertochter wollte sie es doch nicht haben, das litt ihr Bauernstolz nicht. So hörte sie den Heiner gelassen an, gab ihm ein paar gute Worte und etliche Ratschläge, und mahnte ihn vor allen Dingen, nichts zu tun, was gegen des Vaters Willen gehe: mit der Zeit werde sich schon alles einrenken. Damit meinte sie, der Heiner sei noch blutjung, bis für ihn wirklich die Zeit komme zu heiraten, werde ihm längst ein an-

derer
nahm
Seite
sich,
später
kam
und
Ver
alles,
mit
entw
habe
als e

Da
vor f
mein
Wart
der
aber
wohl
ein
Wär
sich
so la
feine

So
das
auf
länge
besch
scher
deutl
Heir
viel
nie g
in d
nicht
zufu
aber
Eine
broch
die
den
und
schw
starb
zum

D
sie f
die
man
ihre
und
ner
Kun
habe
dem
Mag
habe

derer Kopf gewachsen sein. Der Heiner aber nahm es so, als ob die Mutter auf seiner Seite stehe, gab sich damit zufrieden und mühte sich, den Vater nicht aufzubringen, damit er später um so gefügiger sei. Mit dem Sonnele kam er nicht öfter zusammen als bisher auch, und wenn es geschah, war ein rascher Blick des Verstehens oder ein hastig geflüstertes Wort alles, was sie sich gönnten, so daß der Bauer mit der Zeit zu glauben anfang, er habe sich entweder damals getäuscht oder der Heiner habe sich die Sache aus dem Kopf geschlagen als er einsehen mußte, daß sie aussichtslos sei.

Das Sonnele war tapfer und blieb nach wie vor frohmütig; aber ganz so leicht, wie es gemeint hatte, ward ihm das Schweigen und Warten doch nicht. Der Heiner hatte sich mit der Mutter aussprechen können, das Sonnele aber schwieg der seinen gegenüber, weil es wohl wußte, daß es sonst der kranken Frau ein schweres Sorgenbündel aufgeladen hätte. Wäre die Mutter nicht gewesen, so würde es sich in der Fremde einen Dienst gesucht haben so lange, bis es dem Heiner gelungen wäre, seinen Vater umzustimmen.

So gingen langsam ein, zwei Jahre hin; das Sonnele trachtete darnach, immer seltener auf dem Buggenbühl zu tagelöhnern, denn je länger desto schwerer hielt es, den Heiner zu beschwichtigen. Der Bauer trat immer herrischer und großartiger auf und machte immer deutlichere Anspielungen wegen des Heiners Heirat mit des Sägmüllers Ev. Man sah ihn viel unterwegs, und er fing an, was er früher nie getan hatte, oft und ohne sichtlichen Grund in die Stadt zu fahren, lange auszubleiben und nicht selten in sehr gehobener Stimmung heimzukommen. Die Bäuerin sah nicht gut dazu, aber ihre Vorstellungen fruchteten nichts. Eines Nachts kamen die Pferde mit der abgebrochenen Wagendeichsel auf den Hof gejagt, die zertrümmerte Kutsche fand man zwischen den Prellsteinen an einer scharfen Wegkehre und unweit davon den Buggenbühler mit einer schweren Kopfwunde. Er lebte zwar noch, starb aber auf dem Heimweg, ohne noch einmal zum Bewußtsein zu kommen.

Die Bäuerin traf der Schlag hart; zwar hielt sie sich wacker und nahm von der Stunde an die Zügel fest und sicher in die Hand, aber mancher wunderte sich doch darüber, wie sich ihre hohe Gestalt von Tag zu Tag mehr beugte und wie sie immer wortfarger und verschlossener wurde und ausah, als ob sie neben dem Kummer auch noch geheime Sorgen zu tragen habe. Einmal schloß sie sich stundenlang mit dem Heiner in die gute Stube ein, und eine Magd wollte drinnen lautes Weinen gehört haben; sie schwor darauf, es sei nicht die

Bäuerin, sondern der junge Bauer gewesen, der so laut und bitter weinte. Es konnte schon etwas wahres daran sein, denn von da ab ging der Heiner herum wie verstört.

Dem Sonnele tat der jähe Tod des Bauern vom Buggenbühl aufrichtig leid; er war, wenngleich sein Widersacher, so doch der Vater des Heiners gewesen, und ihm bangte vor einem Glück, das über einen Todesweg zu ihm kommen sollte. Gerne hätte es dem Heiner ein gutes Trostwort gesagt, aber es bot sich keine Gelegenheit dazu. Anfänglich fand das Sonnele dies bei all der Unruhe auf dem Hofe, die der Todesfall mit sich brachte, begreiflich; als aber Tag um Tag vorüberging und es endlich merkte, daß der Heiner ihm eher auswich als es aussuchte, ward ihm das Herz schwer. Jrgend etwas mußte ihn bedrücken, und es nahm sich vor, sobald als möglich eine Unterredung herbeizuführen. Vielleicht tat dem Heiner der Zuspruch gut, wenn es ihm sagte, um seinetwillen solle er sich nicht sorgen — es könne schweigen und warten, so lange er es für gut und nötig halte.

Aber ehe das Sonnele seinen Voratz ausführen konnte, trat ihm eines Abends spät, als es von der Arbeit heimkehrte, unvermutet die Bäuerin vom Buggenbühl in den Weg und sprach es an; sie machte keine Umschweife, sondern ging gleich auf ihr Ziel los.

„Sonnele, du muescht de Heiner aufgeben“, sagte sie.

Das Sonnele erschraf.

„Schildt Eu d'r Heiner?“ fragte es.

„Noi, noi, aber guck, Sonnele, er muesch heire — 's Sägmüllers Ev... und wenn du ihn nit aufgibsch, no tuet er's nit.“

„Er muesch heire — d' Ev heire?“ stammelte das Sonnele, „drno mag er mi nimme —.“

„Grad weil er di mag, will er d' Ev nit heire, und grad wege dem muescht du ihn aufgeben.“

„Worum seit mir des d'r Heiner nit selber?“

„Worum? — weil er se schämt.“

„Schämt!“ flüsterte das Sonnele und riß die Augen weit auf, „schämt, d'r Heiner schämt se... vor mir!“

„Guck, Sonnele, i muesch d'r ebbes sage, wo uf d'r ganze Welt no foi gottfiger Mensch woist, as d'r Heiner und i: d'r Buggebühler Hof ischt verschuldet bis über de Dachfirst naus — d'r Heiner kann en nit halte... m'r müeschte vom Hof —.“

Da tat das Sonnele einen tiefen Atemzug und beinahe hätte es gelacht; es sagte aber nur hell und fröhlich: „O, wenn's sonscht nig ischt! Des tuet gar nig, zue was brauche mir en Hof? Mir zwoi find jung und könne schaffe

für uns und für Eu... Mueter!" schloß es zögernd.

Die Bäuerin schaute das Sonnele mit wunderlich glänzenden Augen an und schwieg lange.

"Sonnele", flüsterte sie endlich kaum vernehmbar, "wenn mir vom Hof müesse, no g'schieht's mit Schand. Der Hof langt nit für d' Schulde... d'r Bauer hot g'spielt und spekuliert mit seim und fremder Leut Geld — unterm Bode täte se ihn verflueche! Die Schand kann i ihm nit antue, i nit — und d'r Heiner au nit! —"

Das Sonnele schrie nicht auf und weinte auch nicht, als bei diesen Worten der ganze Himmel seines Herzens einstürzte und all sein Glück unter sich begrub.

"Noi, noi, des kann d'r Heiner nit tue!" murmelte es mühsam. "D' Ev ischt reich — In Gott's Name, i geb ihn auf!"

"Des ischt nit gnueg und hilft nig; du muescht ihm sage, du mögescht ihn nimme, sonstcht heiret er d' Ev nit."

"Des kann i nit — i kann ihm nit ins G'sicht lüege!"

"So will i's ihm sage, aber du muescht fescht bleibe."

Das Sonnele nickte nur und wandte sich zum Gehen; die Bäuerin stand noch eine Weile und blickte ihm seufzend nach, dann schritt sie dem Buggenbühl zu.

Das Sonnele hatte noch einen starken Sturm auszuhalten: andern Tags kam der Heiner verstört und außer sich.

"Also nimme möge tueischt mi und aufgabe tueischt mi" schrie er und rüttelte es derb an der Schulter. "Oine von eu zwoi hot g'loge, du oder mei Mueter."

Das Sonnele sah ihn traurig an und suchte sich frei zu machen.

"s hot keine g'loge?"

"Du uf äll Fäll hoscht g'loge! Ung'loge hoscht mi seit Johr und Tag, du mögescht mi. Aber jetz, wo es aus ischt und vorbei mit d'r Buggebühlbauere, ischt 's au aus mit d'r Liebe." Keuchend hielt er inne und schaute das Sonnele an; es aber senkte den Blick zu Boden und erwiderte kein Wort. Da packte er es hart am Arm und schleuderte es zornig von sich.

"Also so oine bischt! — Mir au recht, drno han i au nig an dir verlore."

— Das ganze Dorf war bei der Hochzeit des jungen Buggenbühlers mit des Sägmüllers Ev — nur das Sonnele nicht. Es ging seiner Mutter sehr schlecht, das schwache Lebenslichtlein war am verlöschen, und so hatte das Sonnele allen Grund traurig zu sein und

bitterlich zu weinen, als dem Heiner die Hochzeitsglocken läuteten. So bitter weinte es in dieser Stunde, daß es fast für sein ganzes Leben ausreichte und ihm nur noch wenige Tränen übrig blieben für den Tag, an dem man bald darauf seine Mutter begrub. Fast heiter stand es am Grabe — die Leute schüttelten den Kopf und manch einer dachte, das Sonnele habe eigentlich doch wenig Gemüt, und seine Fröhlichkeit all sein Leben lang sei am Ende nichts anderes als ein versteckter Leichtsin. Das Sonnele kümmerte sich wenig um die Meinung der Leute; es gab bald darauf das Häuschen an eines der Geschwister ab und ging in die Fremde. Man hörte wenig mehr von ihm und wußte nur, daß es irgendwo bei einer Stadtherrschaft einen guten Dienst habe. Lange Jahre später, als man es im Dorf schon beinahe vergessen und der Bauer vom Buggenbühl schon graue Haare und eine heiratsfähige Tochter hatte, kam es einmal an Allerheiligen heim, um das Grab der Mutter aufzusuchen, wohl älter geworden, aber immer noch daselbe frohmütige Sonnele aus seinen Jugendtagen. Den Buggenbühl suchte es nicht heim; die alte Bäuerin war längst gestorben und die junge kannte es kaum. Es hörte aber im Dorf, daß es auf dem Hof gut gehe und daß der Bauer und die Bäuerin soweit friedlich miteinander hausten und wohlgeratene Kinder hätten. Nur sei es merkwürdig, was aus dem lebensfrischen, zutunlichen Heiner für ein mißtrauischer, griesgrämiger Mensch geworden sei, seit er nach seines Vaters Tod den Hof übernommen habe.

Da seufzte das Sonnele tief auf und dachte, ob das wohl auch so wäre, wenn es damals nicht hätte lügen müssen.

Im Hof eines schön an waldumrandeter Halde gelegenen Altersheims sieht man an sonnigen Tagen ein Trüpplein alter, verschrumpelter Weiblein sitzen; sie stricken grobe Strümpfe oder schälen mühselig Kartoffeln und haben hunderterlei zu sagen und zu klagen — ganz besonders zu klagen. Eines ist darunter, genau so alt und verschrumpelt wie sie und doch so ganz anders. Geschäftig trippelt es von einem zum andern, tröstet lächelnd hier eines und schilt gutmütig dort eines, bringt da ein verwirrtes Strickzeug in Ordnung und sticht dort einer unordentlich geschälten Kartoffel die Augen aus. Bald von der einen Ecke, bald von der anderen wird nach ihm verlangt, und jedem Ruf leistet es Folge, immer oben am blauen Himmel die Sommersonne; in seinen letzten Erdentagen immer noch das, was es von seiner frühesten Kindheit an gewesen war — das Sonnele.